

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 187.

Dienstag, 13. August.

1929.

Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Derken-Hünfeld.

(Nachdruck verboten.)

Urheberrechtlich geschützt dem Lit. Ver. M. Linde, Dresden 21.

1. Kapitel.

Das alte Schiffshaus.

An einem stürmischen Spätherbsttage betrat die schöne Frau Nase (sprich: Ohse) das merkwürdige Haus auf Frognersnäs zum ersten Male.

Man muß wissen, daß Frognersnäs auf einer Landzunge lag, nahe bei Bygdø beim heutigen Oslo. Doch damals hieß es noch Christiania und sein Name hatte einen heldenhaften Klang und etwas vom Glanz der Fjordlandschaft.

Das Haus von Frognersnäs, aus teergefchwärzten und zeitlos alten Balken erbaut, soll ganz aus den herangeschwemmten Resten gestrandeter Schiffe geschaffen worden sein. So meldet die Überlieferung. Was es da gab an Hölzern, Eisen und Kupferteilen, an behauenen Pfählen und Brettern, hatten die Winterstürme und das Meer in vielen Hunderten von Tagen und Nächten an den Strand geworfen. Und der Bauherr, ein alter, sagenhafter Schiffmann, hatte es verstanden, aus den wüsten Überbleibseln trauriger Wracks ein Menschenheim zusammenzuzimmern.

Mit all den andern, weithin verstreut liegenden Sommerhäusern hatte dieses eigenartige, plumpe und düstere Nest allerdings nicht viel gemein. Jene alle hatten ihre eigene heitere und helle Note mit ihrem braunen Schnitzwerk, das wie Honig glänzte; etwas von glücklichem Leichtsinne witterte um ihre hohen Giebel. Sie paßten ganz zu jungem Volk, das harmlos seinen Sommer genießen will, ohne sich mit Erlebnissen zu beschweren.

Anders Frognersnäs. Ein übermannshoher, mit Stateten gepidter Bretterzaun trennte gleichzeitig das Anwesen von der hier schon sehr einsamen Straße und fernen Gärten. Nur nach der Seeseite hin war er offen, rechts und links von Pfosten eingefast, die auch von einer Schiffskatastrophe herstammten. Im Hofe lagen Ringe von dicken Tauen, die so hart waren wie Eisen. Und überall roch, nein, stank es nach Teer, Fischen, altem Maschinenöl und faulendem Tang.

Niemand, selbst die ältesten Leute nicht, konnten sich erinnern, daß dies Haus einmal nicht dagewesen wäre. Nein, in ganz alten Kirchenbüchern wurde es schon erwähnt, da sein damaliger Besitzer mit Tod abgegangen.

Der Schiffsmann, sein rätselhafter Erbauer, hatte weder Weib noch Kind besessen, sondern den Hof mit Gebäude einem entfernten Verwandten hinterlassen. An die Übernahme des Hauses hatte er aber eine seltsame Bedingung geknüpft. Er wollte nicht auf dem Kirchhof, sondern im Hause selbst an einer Stelle beerdigt werden, die sogleich unkenntlich und gänzlich unauffindbar gemacht werden sollte. Der entfernte Verwandte erfüllte diesen letzten Wunsch und lebte in der Einsamkeit weiter, wie sein Vorgänger, das heißt als ein mit der ganzen Welt verfeindeter Sonderling. Auch er starb ohne Leibeserben und vermachte Hab und Gut einem alten Kumpen aus früheren, fröhlichen Seemannszeiten.

Jens Kraak nahm das Erbe an. Von ihm wußte man nichts, als daß er ein großer Seefahrer vor dem Herrn gewesen, in allen Weltteilen zu Hause, ein Kapitän, wie er sein soll, aber dennoch irgendwie mit Gott und den Menschen zerfallen.

Diese Wirtschaft hier paßte ihm nun gerade. Zwei Drittel des Jahres war er Alleinherrscher auf der Insel, die nur im Sommer eine Halbinsel war, wenn das Meer den Damm nicht überschwemmt hatte, der auf der langen, schmalen Landzunge nach der Hauptstadt führte.

Im Herbst zogen alle die lustigen Sommermenschen mit den letzten Dampfbooten heim in ihre städtischen Winterquartiere.

Dann trieb Jens Kraak sein geheimnisvolles Wesen, steckte die Nase in jeden Winkel, hämmerte und nagelte in Haus und Keller herum und ging auch auf den Fischfang. Von außerhalb kam alle Vierteljahr ein Bote auf dem Seewege und brachte allemal eine ganz tüchtige Ladung mit.

Unter den Leuten ging die Rede, daß der Kapitän sagenhaft reich, aber auch sehr mißtrauisch und schrullig sei, da nicht mal ein Bäcker, Hausierer, Gärtner oder sonst ein harmloses Wesen die Schwelle zu seiner rauch- und teerageschwärzten Einsiedelei überschreiten durfte. Wagte jedoch irgend ein vorwühiger Sommergast sich zu nahe an das verbotene Gebiet heran, so fuhr plötzlich Jens Kraaks alte Seemannsfrage aus dem Fenster, mit lästlichem Grinsen und doch voll übergroßer Schwermut, daß der Betreffende für alle Zeiten genug hatte.

So gingen viele Jahre dahin, und wie die Seeferne am Ufer verdorren, so trocknete allmählich Jens Kraaks braunes und wetterhartes Gesicht ein.

Der Felsen, dem Frognersnäs seinen Namen verdankte, deckte sich zum zwanzigsten Male seit dem Einzug des Kapitäns mit dem Frühlinschnee des Spätherbstes, als Jens Kraak seine letzte Fahrt antrat. Er hatte sich gewünscht, nach Seemannsart ins Meer versenkt zu werden, und er erhielt gegen seinen Willen ein christliches Begräbniß auf dem nächstgelegenen Kirchhof.

Das Testament wurde eröffnet, und jedermann war davon überzeugt, daß, da keine Erben vorhanden, die alte, verlichtigte Baracke an den Staat fallen würde. Weit gefehlt! Eine große Überraschung erschien auf dem Plane in Gestalt einer rechtmäßigen Erbin: Einer von dem listigen Kapitän bisher geheim gehaltenen Enkelin.

Diese Enkelin war Frau Nase Solaker. Nicht etwa eine ältliche Dame in Trauer, sondern die verkörperte Meeresfrische, eine Rothhaarige mit mandelförmigen Augen, in denen der Glanz ferner östlicher Meere wie eingefangen lag und der ganzen Persönlichkeit eine wunderbare Leuchtkraft verlieh.

Ein paar offizielle Herren aus der Stadt waren mitgekommen, als die junge Frau, die sich als Witwe eines Großkaufmanns in einem norwegischen Küstendorf herausstellte, zum ersten Male neugierig den geheimnisvollen Hof von Frognersnäs betrat. Unbefangen gab sie dabei ihre einzigen, sehr weit zurückliegenden Erinnerungen an den Großvater zum besten.

Ich war noch sehr klein. Und es war zu Hause in Sandvigen, wo ich bei Ur tante lebte. Da hob er mich auf die Arme, sagte „ha, du — du!“ und setzte mich wieder nieder. Er roch nach dem Meere. Seither ließ er sich nie mehr blicken. Aber er sorgte für Ur tante, die seine Schwester war, und mich. Unser Haus in

Sandvögen ist wirklich fürchtbar gemächlich. So oft ich auch bat, man ließ mich nie zu ihm. Und nun ist er tot, und es ist vorbei mit ihm. Genau wie es mit meinem Manne vorbei ist, der auch viel fort war in fremden Ländern und schließlich in diesem entsehrlichen Afrika sterben mußte. Er war auch alt. Ich kenne nur alte Menschen.“

Die offiziellen Herren mußten lächeln und starrten das eigentümliche Geschöpf bewundernd an. Sie mochte etwa vierundzwanzig Jahre zählen.

Mitten auf dem ganz und gar nicht sauberen oder auch nur ordentlichen Hofe blieb Nase stehen und wandte sich wieder an ihre Begleiter: „Jetzt ist es mir doch gerade, als nähme er mich wieder auf seine Arme: „Ha, du — du!“

Ihr Auge schweifte mit wahren Falkenblick umher. „Ich werde das Haus niederreißen lassen und den Bauplatz verkaufen, denn Gott behüte, daß ich auch nur eine Nacht an einem solchen Orte schlase, wo der alte Schiffsmann begraben liegt und wo es nach alten Bräns und Heringsstonsen riecht.“

Schnüffelnnd erhobten die Herren ihre Nase. Sie würden nun allerhand zu sehen bekommen, daran zweifelten sie keineswegs. Und sie folgten der neuen Herrin in das Innere des bisher so sorgsam verschlossenen Hauses.

Feierliche Kirchenstille schlug ihnen entgegen, wie beschwert von etwas Besonderem, Unerklärlichem.

Das Gebälk der Wände war mit Teppichen aus aller Herren Länder behangen. Waffen blinkten dazwischen, große, mit der Hand gebosselte Messingteller, Wandleuchter, in denen dicke gelbe Wachskerzen steckten; erkaltete Wachsstropfen hingen wie Tränen an den halb herabgebrannten Stümpfen.

Dann war da noch ein Kronleuchter von gewaltigen Ausmaßen, aus Elchgeweihen hergestellt, mit schweren Silberbeschlägen und so breit ausladend, daß er seine Arme über die ganze Diele hin erstreckte.

Und ein kunstvoll gearbeitetes Schiff war da, bis auf das Kleinste getreues Abbild eines jener Ostindiensfahrer, auf denen Jens Kraak wohl die Hälfte seines Lebens zugebracht hatte. „Seejungfer“ war mit seinen Buchstaben in den Bug dieses Miniaturschiffes gerigt.

Und auf den Borten, die um alle vier Wände herum liefen, entdeckte Nase Geräte von den merkwürdigsten Formen, seine Gläser, dünn wie Papier, und mit bläuliche und rosa Häuten überzogen, Becher, die ganz nach Gold ausahen und auch wirklich von Gold waren, Elefanten aus Elfenbein, Kelche von getriebenem Silber, eine fürchterlich häßliche Bronzestatue eines Monstrums mit Edelsteinangenen. Wunderdinge aus Perlmutter und Kristall, unscheinbare tönernen Krüge wie aus Schlamm geformt. —

Es war ganz unerhört schön.

Doch Nasas Blicke wurden mehr, als von all diesen Kostbarkeiten, von einer ungeheuren Muschel angezogen, die eine Ecke, wo sie ihren Platz hatte, wie mit unterirdischem Licht erfüllte. Aus ihrer wie Rosenblätter schimmernden Schale tönte es unaufhörlich: Leises Rauschen, als ließen Wellen über den Sand.

Nase wußte, daß dies ein Nautilus war. So dachte sie sich die Wundermuschel der Venus und konnte den Blick nicht wenden von dem zarten und doch demant-harten Gebilde, das aus unermesslichen Tiefen emporgetaucht war, um den Menschen die Rätsel der Meere näher zu bringen.

Eine Art Rausch befiel das junge Weib, der unerwartete Reichtum dieses Hauses blendete sie, raubte ihr den Atem. Nicht sowohl der Reichtum von Geldeswerten, — sie kannte keine Armut, keine Sorgen — als der Reichtum an Erinnerungen, an fabelhaften, kultur-geschichtlichen Schätzen, an bunten Geschichten, die all diese Dinge erzählten.

Nase mußte einen Moment überwältigt die Augen schließen.

Die anwesenden Herren, die bisher ehrfürchtvoll geschwiegen, deuteten dies falsch und hielten den Augenblick für gekommen, ihr Schatzes ins Trockene zu bringen.

„Ehe Sie niederreißen, gnädige Frau — verkaufen Sie lieber. Die Stadt könnte ein Museum machen aus

dem immerhin interessanten Gebäude. Wir würden über einen Kaufpreis einig werden, der es Ihnen ermöglicht, eine reizende Villa in einer belebten Gegend aufzuführen.“

„Wirklich?“, fragte Nase freundlich und öffnete wieder die Augen. „Ich danke Ihnen für Ihr Angebot, habe es mir aber anders überlegt. Ich werde hier bleiben, und da Frognersnäs nun einmal mein unbes-trittenes Eigentum ist, auch hier wohnen und alles in Ruhe betrachten. Ich danke Ihnen sehr.“

Der Abschied war deutlich und die Herren ver-beugten sich.

„Gnädige Frau denken doch nicht daran, schon diese Nacht und ganz allein auf dieser verödeten Insel zu-rückzubleiben? Ich darf wohl sagen, daß bereits alle Sommerhäuser verlassen sind —“

„Beunruhigen Sie sich darüber nicht“, warf Nase mit einer Handbewegung hin, die jedes weitere Wort überflüssig machte. Aber sie überlegte doch: Ihre Sommerjungfer mußte sie wenigstens sprechen, und im Hotel warm zu Nacht essen, und so werde es wohl am besten sein, morgen wiederzukommen.

„Wer bewacht denn dies Haus?“, erkundigte sie sich zögernd.

„Es bewacht sich selbst“, erwiderte der Herr aus der Stadt, der sich das Amt des Sprechers ungefragt ange-maßt hatte. „Ich versichere Sie, es würde niemand ein-fallen, diese — verzeihen Sie — Gespensterbarade heimzusuchen. Der alte Schiffsmann in seinem unbe-kannten Grabe ist besser als ein Hofhund.“

„Schön.“ Nase warf den Kopf auf. „Dann wollen wir noch flüchtig die anderen Räume besuchen, und ich fahre mit Ihnen zur Stadt zurück.“

Neben der großen Wohndiele, durch einen riesigen gemauerten Feuerplatz mit ihr verbunden, befand sich die Küche, in der alles schwarz von Ruß war. Die Feuerstelle zeigte noch Spuren des letzten Feuers, eiserne Kessel lagen herum, angebrannte Holzscheite, ein gebleichter Rinnbad aus irgend eines Tieres.

„Die Herren, die nacheinander hier gewohnt haben, mußten sich eines Niesenappetites erfreuen“, bemerkte der Städter sarkastisch. „Man könnte denken, sie hätten Seeungeheuer hier gesotten. Und sehen Sie, gnädige Frau: Tische, Stühle, Bänke — alles mit Pflöden in der Erde befestigt. Nicht vom Fleck können Sie es rücken. In der Tat, fabelhaft interessant.“

Frau Nase beeilte sich etwas, dieser Küche den Rücken zu kehren.

„Aber wie gelangen wir nun in den Dachstod?“

Denn das Haus bestand nur aus dem Erdgeschoß und dem hohen, plumpen und etwas schief überhängenden Dache.

„Ganz einfach“, lächelte der Stadtherr, dem diese Sache ein diebisches Vergnügen bereitete. „Sehen Sie hier diesen alten Lederbehang, er ist von Rost, See-wasser und vielleicht auch von den Ratten ganz zer-fressen. Ich möchte schwören, diese Hühnerstiege ist vor Olims Zeiten einmal eine Schiffstreppe gewesen. Sie führt zu den oberen Räumen, um nicht zu sagen, Ratten-nestern.“ (Fortf. folgt.)

Siebzehnjährig.

Augen haben wir, die immer fragen,
Augen, die ganz dunkel sind vom Träumen —
Märchenaugen —

Weil sie ein Geheimnis tragen:
Das Geheimnis unsres jungen Lebens . . .

Uns're Schritte singen durch den Sommer,
Singen auf den goldnen Sonnenwegen — —
Federn — — — — —

Uns're Jugend singt in unsern Schritten,
Uns're heiße, frohe Mädchenjugend . . .

Hand in Hand geh'n wir und lächeln leise . . .
Stolz und schau ist uns're heiße Jugend —

Und sie wartet — — —
Uns're Mädchenjugend wartet, wartet — —

Wartet auf das schöne, schöne Leben — —
Wartet still . . .

Nur uns're Schritte singen — —

Irene v. Scharfo.

Wir fahren unser gutes Schiff zur Hölle . . .

Alkohol schmuggel im Land der weißen Nächte.

Von E. v. Ungern-Sternberg.

Finnland führt Krieg, nicht mit einem auswärtigen Feinde, denn Finnland ist ein friedliches Land, das an keine Eroberungen denkt, aber es lebt nun schon seit Jahren in offener Feindschaft mit den Schmugglern, die es mit ihren Klotzflößen umlagern und die bereit sind, mit den Zollkollern und mit dem Überwachungsdiens in einen Kampf auf Tod und Leben zu treten. Hauptsächlich estländische, aber auch deutsche und andere Schmugglerdampfer kreuzen rund um das Labyrinth der Schären, kennen Schleichwege durch den brandenden Gürtel von Felsenriffen, verstecken auf schwer zugänglichen Waldinseln und heimliche Lager unter dem steinigten Meeresboden, wo sie ihre „Ware“ versetzen, um sie in stürmischen oder nebligen Nächten aus Festland zu befördern und ihren Helfershelfern zu übergeben. Trotz des Alkoholverbotes in Finnland werden täglich Tonnen von reinem Sprit, Kognak in luftdicht verschlossenen stählernen Verpackungen und die kostbarsten Weine durch den strengen Zollkordon geschmuggelt. Das Geschäft ist zu lohnend, als daß die Schmuggler die Gefahr, die damit verbunden ist, in Rechnung ziehen würden.

„Wir fahren unser gutes Schiff zur Hölle . . . trala . . .“ Es klingt fast wie ein kühnes Seeräuberlied aus lange vergangenen Tagen, als noch auf Dagö falsche Leuchtfeuer angezündet wurden, um die vorbeifahrenden Segler auf Untiefen und Riffe zu locken, wo dann die Strandräuber, mit Bootshaken und Dolchen bewaffnet, das Boot plünderten. Gefährlich sind auch die Schmugglerfahrten, wenn die Laternen gelöscht werden, wenn die wetterharten Seeleute ihre flinken Schiffe mit dem leise arbeitenden Motor in den Gichtgürtel der Schärenklippen, in die Hölle, hineinleiten, wo ein falscher Griff am Steuer, ein Zögern, ein unsicheres Auge den sicheren Tod bedeutet. Wenn der Schmuggelskutter auf eins der vielen Riffe aufläuft, so zerschellt er, als ob er aus Glas wäre und die kostbare Ladung ist verloren. Oft auch, wenn die Zollboote in stürmischem Wetter die Schmuggelschiffe verfolgen und die Kononenkugeln rechts und links vom Fahrwasser einschlagen, entspinnt sich ein richtiges Gefecht. Die Schmuggler ergeben sich nie und beantworten das Feuer mit ihren kleinen Geschützen oder Maschinengewehren, die sie an Bord führen. Sehen sie keine Rettung vor den Verfolgern, so versenken sie zuerst ihre Ladung, treiben ihr Fahrzeug auf die Klippen und versuchen selbst auf eine öde Schäre zu schwimmen, wo sie nicht von den Zollbeamten gefunden werden. In Höhlen und Gruben, die durch geheime Merkmale bezeichnet sind, finden sie Proviant und Waffen, und Bauern und Fischer sind jederzeit bereit, ihnen, sobald die Luft rein ist, zu Hilfe zu kommen.

Der Finnländer trinkt gern und viel. Das Alkoholverbot hat daran wenig geändert, nur sind die Getränke bedeutend teurer geworden. Sie werden anstatt in Flaschen in den Restaurationen in Kaffeetassen oder als Limonade serviert; man braucht bloß mit einem Augenzwinkern eine Tasse „recht heißen Tee“ beim Kellner zu bestellen, und man ist sicher, richtig verstanden zu werden. So ergibt sich dann das seltsame Bild, daß die Gäste nach einigen Tassen Tee oder Kaffee auffallend lustig werden und nicht mehr sicher auf den Füßen stehen. Aber in Finnland ist nicht nur der Ausschank von starken Getränken verboten, auch die Trinker können mit dem Geses in schweren Konflikt geraten, wenn sie auf der Straße angetrunken angetroffen werden. Oft sind die Polizeireviere von Herren und Damen besetzt, die eigentlich garnicht dahingehören, und die nun eine recht unbequeme Nacht in der Zelle verbringen müssen. Man trifft dort Künstler, Rechtsanwälte, Damen aus gut bürgerlichen Häusern, die ein bißchen zu tief ins Glas gesehen hatten. Aber sie lassen sich ihr Schicksal nicht zu Herzen gehen, die Nacht im Polizeirevier wird als ein guter Scherz aufgefacht, der Abwechslung in die Eintönigkeit des Lebens bringt. Eine Flasche Sprit kostet das Sechsfache und Zehnfache wie in seinem Ursprungslande, doch jeder Preis wird gerne bezahlt, und so haben denn die Schmuggler und die Zwischenhändler einen vortrefflichen Verdienst. Nur der Staat verliert, der einen sehr kostspieligen Überwachungsdiens unterhalten muß und dem außerdem die Zolleinnahmen entgehen.

Helsingfors ist eine schöne Stadt. Sie ist am schönsten zur Zeit der weißen Nächte. Noch um 10 Uhr abends sind die Straßen und Parkwege von der Sonne vergolbet. Abendröte und Morgenröte lösen sich als gute Kameraden ab, treffen sich auf rosa gefärbten Dunstwolken und öffnen und schließen sich vor der Sonne wie Bettvorhänge. Auf den Seen blühen die Wasserlilien, umschlingen die Ruder mit Ritzarmen, und im Schiffsarabas am Ufer loden Stimmen aus

Märchenbüchern. Das seltsame Bild der Klätter albert, als ob es mit Silberflor bestreut wäre; über den Rufen hühen durchsichtige, fahle Schatten; die Stämme der weißen Birken und der langnabigen Lärchen verlieren ihre festen Formen und schauen in die Landschaft, als ob sie dazu bestellt wären, Wächter der weißen Nächte zu sein. Über den der Hauptstadt vorgelagerten Schären und über der Festung Sveaborg schwebt ein leichter Dunst, der aus dem finnischen Meerbusen aufsteigt. Die monumentalen, aus Granit gebauten Gebäude der Hauptstraßen schimmern märchenhaft, und die Menschen sehen aus, als ob sie keine Sorgen kennen. Die Gäste, die in Alkoholden oder im Societätsklub weilen und dort in warme Plaisirs gewickelt — denn eine feuchte Kühle steigt auch in den Sommernächten aus dem Meer — den verbotenen Punsch oder Kognak trinken, denken nicht daran, daß an den Küsten Menschen ihr Leben aufs Spiel setzen, um ihnen den begehrten Alkohol zu beschaffen. Nur hört man bisweilen einen Schuß in der klaren Nacht, und dann weiß man, daß ein Schmuggler gejagt wird oder daß ein Zollwächter beschossen wird, der ihnen ihre Beute abnehmen wollte.

Finnland hat ein weites, schwer zu beobachtendes Küstengebiet. Von den eisaigen Wassern des Bottnischen Meerbusens bis nach Boborg hinunter müssen die Grenzen geschützt werden. Denn sobald die Aufmerksamkeit des Schutzes erlahmt, benützen die Schmugglerschiffe den Augenblick, um in die Territorialen Wasser Finnlands einzubrechen. In den hellen Sommernächten bedeckt oft ein dichter Nebelschleier das Meer. Die Zollboote sind dann blind und wagen sich nicht in das Gewirr der Schären und Klippen, die Schmuggler aber haben ihre geheimen Zeichen, eine künstlich versetzte Boie, Leuchtraketen, die ihre Helfer auf gewissen kleinen Inseln aufsteigen lassen usw., sie fürchten weder Nebel noch Sturm, um ihre Ware durch den Kordon zu bringen. Große Vermögen werden leicht durch den Schmuggel verdient. Es gibt in Helsingfors Leute, die in Luxus leben, denen aber niemand ihre Einnahmequellen nachweisen kann. Sie sind die Kapitalisten und Unternehmer, die die Schmugglerschiffe ausrüsten und die glücklich gelandete Ware ins Innere befördern lassen. Selten wird ein Transport abgefaßt, denn unter den Schmugglern finden sich nur ausnahmsweise Verräter, auch sind die Verstecke so gut gewählt, daß sie nicht leicht aufzuspüren sind. Der Alkohol wird z. B. in ausgehöhlten, innen gepanzerten Baumstämmen auf Klüssen und Seen gelöst, er wird unter Baumaterial versteckt, die Frauen tragen unter ihren Röden flache Gefäße, die mit reinem Sprit gefüllt sind, kurz, es gibt in Finnland überall, trotz des Verbotes, starke Getränke, und ebenso wie in den Vereinigten Staaten Nordamerikas ist die Trockenlegung zum glänzendsten Geschäft für kühne Schmuggler geworden.

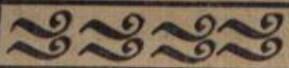
Die Zeitungen berichten von einem blutigen Gefecht mit einem Schmugglerschiff vor Hangö, wo sich neben der Einfahrt zum Hafen rechts ein ganzer Wald von kleinen Felseninseln sich erhebt. Da die Schmuggler keine andere Rettung vor ihren Verfolgern sahen, ließen sie ihr gutes Schiff in diese Klippenhölle fahren, wohin ihnen die Zollboote nicht folgen konnten. Die Brandung wühlte die Trümmer ans Land, die Schmuggler und ihre Ware aber bleiben verschwunden. Vielleicht ruhen die Fässer unter dem Wasser, um bei stillem Wetter wieder gehoben zu werden, vielleicht auch sind sie verloren, aber der Verdienst beim Alkoholschmuggel ist so bedeutend, daß es auf den Verlust eines Schmugglerschiffes nicht ankommt. Gefahr und Kampf gehören zum Beruf des Schmugglers.

Scherz und Spott

Humor des Auslandes.

Ohne die Aufschrift „Privat“ zu beachten, stürzt ein aufgeregter Schlächtermeister in das Sprechzimmer des Rechtsanwalts und fragt den am Tisch sitzenden Advokaten: „Wenn ein Hund ein Stück Fleisch von meinem Labentisch stiehlt, kann der Eigentümer des Hundes für den Schaden haftbar gemacht werden?“ — „Aber selbstverständlich!“ sagte der Rechtsanwalt. — „Nun schön, Ihr Hund hat eben ein Stück Fisel im Wert von einem halben Dollar aus meinem Laden gestohlen und aufgefressen!“ — „So!“, schmunzelte der Rechtsanwalt, „dann brauchen Sie mit nur noch einen halben Dollar zu zahlen, und Sie haben das Honorar für die Konsultation beglichen.“

Junge Braut, die sich bei ihrer verheirateten Freundin Rat erbittet: „Was gibst du deinem Mann, wenn ihm einmal das Essen nicht schmeckt?“ — Die erfahrene Hausfrau: „Eut, Stod und Mantel!“



Liegt der guten Hausfrau noch daran, Dame zu sein?

Niemals, zu keinem Zeitalter hat die Frau des Mittelstandes mehr arbeiten müssen als in der Jetztzeit, und selten hat sie unglücklicher ihren Beruf als Hausfrau erfüllt. Das liegt an der Schwere der Zeit und an der Siphusarbeit, mit wenig Geld große Ansprüche zu erfüllen. Die Frau, die sich sonst Bedienung leisten konnte, muß heute ununterbrochen von früh bis in die Nacht tätig sein, sie, die einst für alles geistige Gekleben Interesse hatte, die gute Bücher las, sich als Mädchen gemütliche Spaziergänge leisten konnte, sie muß jetzt jede Stunde nützen, sonst wird sie nicht fertig. Und da die Arbeit gleichmäßig und eintönig ist und immer wieder Kampf mit Schmutz und Unordnung bedeutet, wird sie ihres Tagwerks überdrüssig, sie läßt sich gehen, ihr liegt wenig am äußeren Eindruck mehr, sie ist für geistige Anregungen nicht mehr empfänglich, weil sie zu müde ist. Die Spannkraft der ersten Jugend läßt zudem nach, und Mann und heranwachsende Kinder haben, wenn sie zu Hause sind, den Anblick einer abgearbeiteten Frau, die im nicht immer einwandfreien Hausleid herumläuft.

Es ist erklärlich, wenn das Interesse des Mannes erkalte, wenn die Kinder die Mutter vernachlässigen — die Mutter hat ja doch keine Aufmerksamkeit mehr für das, was man ihr erzählt! — ihre Gedanken sind schon längst wieder bei der großen Wäsche morgen, oder beim Hausputz, der unausschiebbar ist.

Die Hausfrau, die sich so einstellt, ist töricht! Läßt sie sich gehen — läßt man sie gehen! Der Mann sieht im Beruf gutausgehende, muntere Frauen, — da macht ihm das Zammerebild zu Hause Unbehagen, die üble Laune der Armen, die doch nur ihrer Überarbeitung zuzuschreiben ist, treibt ihn aus dem Hause und das einstige Glück der Ehe ist dahin!

Die Gattin und Mutter darf niemals ganz in ihrem Beruf als Hausfrau aufgehen! Sie muß unbedingt an sich denken, denn dadurch gerade hält sie sich frisch und leistungsfähig. Jede Hausfrau sage sich, a's Frühstückspause nehme ich mir eine halbe Stunde, da lese ich gemütlich meine Zeitung und pflege mich mit irgend einem guten Bissen. Eine halbe Stunde vor Tisch muß mein Essen fertig sein, denn diese halbe Stunde brauche ich, um mich zum Empfang meines Mannes und meiner Kinder zurechtzumachen, damit ich meine Lieben nett und vergnügt empfangen kann. Um vier Uhr des Nachmittags bin ich mit aller groben Arbeit fertig, was bleibt, bleibt! Morgen ist auch ein Tag! Mich heist ja niemand, nur ich selbst tue das, und ich sehe ein, daß das Unsinn ist. Diese Zeit bis zum Abendessen gehört mir. Da lese ich ein gutes Buch, da gehe ich ins Freie, ich bin kein Arbeitstier, und auch dem gönnt ja jeder seine Ruhezeit. Bei der Zurichtung zum Abendessen können alle Familienmitglieder helfen, denn allen wird daran liegen, daß die gutgelaunte Mutter bald fertig ist und dann behaglich mit am Tisch sitzt.

Sauber, frisch und heiter muß sich die Frau erhalten, dann wird sie auch der Gefahr der Zurücksetzung, der Verbitterung, der Isolierung entgehen. Sie wird dem Mann ein guter Lebenskamerad bleiben und den Kindern eine liebe Vertraute, die für ihre Anliegen Zeit hat. Man sage mir nicht: In meinem Haushalt geht das bestimmt nicht so, wie Sie sich das denken, es würde alles drüber und drunter gehen, wenn ich nicht ununterbrochen tätig wäre — Es geht, liebe Hausfrau! Es geht alles nach Wunsch einzurichten, und es kann doch ein gepflegter Haushalt bleiben! Denken Sie daran, daß noch nie ein Haushalt zugrunde gegangen ist, wenn plötzlich die Mutter starb! Es gab Erbsen, eine Fremde oder Verwandte sprang ein, die erwachsenen Kinder mußten sich zur Hilfe bequemen, der Hausherr mußte ein wenig ran — na, kurz und gut, es ging noch immer! Wie sollte es da nicht gehen, wenn die abgeplagte Frau ein paar Stunden am Tage, ihrem Stand und ihrer Menschenwürde angemessen, Dame sein will. Es gehört dazu nur Einkleidung und der frische Wille: Ich will gesund bleiben, und ich will Dame bleiben. Ich will kein graues, versorgtes Hausmütterchen werden!

Von großem Segen sind die Hausfrauenvereine, die Anregung, Vergnügungen und frohe Kameradschaft bieten und immer wieder die Frau aus dem langweiligen Einerlei des Tages herausreißen. Clara v. Wedekind.

Geschmacklos, aber — modern.

Ein nur zu wahres Wort! Die Frauen und Mädchen von heute sind leider zu oft darauf eingestellt. Wie tausendmal kann man solche Redensart hören: Wie finden Sie das Kleid oder den Hut von Frau X? Schön ist es nicht, aber sehr modern. Ja, wirklich, nur um nicht unmodern zu sein, trägt die Dame von heute geschmacklose Sachen. Eigentlich ist dies sehr unverständlich und auch sehr unglücklich. Aber sucht man nicht gerade beim Weiblichen Geschlecht die Logik am meisten vergebens? Überleget doch einmal vernünftig. Wenn etwas nicht schön ist, so kann es mich nicht gut kleiden. Gut gekleidet will heute doch jeder gern sein! Es will aber auch jeder modern sein. Die Folge davon ist: ich muß Geschmack und Mode unter einen Hut bringen. Gel'nat dies, so ist die Harmonie des Ganzen hergestellt; Gelingt es nicht, so kommt es, wie oben erwähnt: modern — geschmacklos.

Die Mode von heute hat eigentlich recht viel Geschmack. Sie gibt jugendliche Figur, ist einfach im Schnitt und Aufputz der Kleider, braucht wenig Stoff und gibt somit auch Gelegenheit, mit billigen Mitteln etwas recht Hübsches herzustellen. Es kommt aber in der Hauptsache darauf an, Geschmack und Mode zu vereinigen. Da das Richtige treffen, was jedem einzelnen steht, ist der springende Punkt.

Modern sein ist etwas Erlernes, Anerkennung — Geschmack ist eine Gabe, die dem Menschen schon in die Wiege gelegt wurde. Die kleinen Mädchen schmücken sich oder ihre Puppentöchter mit allerlei buntem Tand und Glitter. Versteht sich da nicht schon der Geschmack der Kleinen? Da kann man Studien machen und oft erstaunen über den guten oder auch schlechten Geschmack, den ein Kind entwickelt. Genau so geht es bei den Erwachsenen. Der Geschmack entwickelt sich immer mehr und zeitigt keine Blüten wie da heißen: Geschmackvoll — Geschmacklos.

Wenn nun eine Frau nicht die schöne Wabe des Geschmades ihr eigen nennt, so ist die Hauptsache die, daß sie dies erkennt und auch bekennt. Zu helfen ist dann leicht. Hat sie nicht eine Freundin oder Verwandte, die sie beraten kann? Sie wird gewiß schnell jemand finden; denn glücklicherweise ist die Zahl der mit gutem Geschmack begabten Menschen eine weitaus größere, wie die anderen.

Darum ihr Frauen kleidet euch modern, aber vergeht nicht, dem Geschmack Rechnung zu tragen. Ein geschmackvolles Kleid wird, selbst wenn es nicht nach der allerneuesten Mode hergerichtet ist, besser wirken, wie ein hochmodernes, aber geschmackloses Kleid. Sorat, daß in eurer Kleidung eine Harmonie hergestellt wird zwischen Geschmack und Mode, damit es in Zukunft heiße: Geschmackvoll — Modern.

Ellen Schick.

Praktische Winte.

Brotboxen, Küchenschränke, Eischränke usw. nehmen oft einen dumpfen Geruch an. Hiergegen wendet man mit bestem Erfolg feingemahlene Kaffee an. Der Kaffee nimmt die schlechten Gerüche an und gibt sein feines Aroma an den Gegenstand ab. Je nach Größe des Behälters oder Schrankes nimmt man 1—3 Eßlöffel, die man auf eine Untertasse schüttet. Auch Auswaschen mit einer Salmiaklösung tut gute Dienste.

Das Rosten der Gießkannen zu verhüten. Gießkannen sollen nach dem Gebrauch nicht nah beiseite gestellt werden, weil sie hierdurch leicht rosten. Die Kanne muß vielmehr nach jedem Gebrauch stets ausgetrocknet oder aber zum Abläufen umgestülpt werden. Ratjam ist auf jeden Fall, die Gießkannen von innen auch mit einem Ölfarbenanstrich zu versehen, denn ein solcher Anstrich verhütet am besten jede Rostbildung.

Gummisauger für Kinderflaschen. Gummisauger sollen nicht ausgekocht werden, sondern nach Anlauf in warmem Salzwasser gewaschen werden. Nicht in Benutzung befindliche Sauger lege man in täglich zu erneuerndes Salzwasser.

Reinigen stark verschmutzter Hände. Wer durch schwere, stark schmutzende Arbeit seine Hände mit den gewöhnlichen Reinigungsmitteln nicht sauber erhalten kann, möge folgendes anwenden: Man schütte in die hohle Hand etwas grobes Bimssteinpulver und gieße hierauf reines Leinöl. Mit dieser Mischung werden die einzelnen Finger und die inneren Handflächen sorgfältig durchgerieben. Ist dieses geschehen, so wird mittels grüner Seife und Handbürste gründlich gewaschen. Der Erfolg ist ausgezeichnet!